

unerläutertes Behauptungsereignis hingestellt, ist sie, bevor Rechtfertigungen ihr zu Hilfe kommen, von unmittelbarer Absurdität – gehörnlähmend und wie von allen vernünftigen Verbindungen abgeschnitten. Die Einigkeit, im Wesentlichen uneinig zu sein, ohne welche solche Synoden nicht zustande kämen, müßte nach dem Ertönen der These binnen weniger Sekunden zerfallen. Einige würden meinen, eine ausgeklügelte Provokation gehört zu haben, und quasi souverän in sich hineinlachen; andere, heftiger irritiert, rollten das Programmheft zur Tagung so nervös zusammen, daß Anhänger von Konrad Lorenz Gelegenheit erhielten, die Theorie der Übersprunghandlungen an einer nicht-alltäglichen Personengruppe zu überprüfen. Beobachter neo-pawlowscher Schule fänden ihre Vermutung bestätigt, bei Angehörigen von Reflexionsberufen seien die bedingten Reflexe besonders robust ausgeprägt, ja bis zur Vorhersagbarkeit eingeschliffen.

Angesichts der Exzessivität des Satzes über das Grau als wesentliche Denkaufgabe für Philosophen sortiert sich das Publikum spontan entlang einer Unterscheidung, die sich wie eine selbstwärmachende Anwendung von Fichtes Lehrsatz bewährt, wonach, was für eine Philosophie man wähle, davon abhängt, was für ein Mensch man sei. Fichtes Unterscheidung zwischen den Liebhabern der Freiheit und den Deterministen, die sich in allem auf die äußeren Umstände hinausreden, kleidet sich für diesmal in den Gegensatz zwischen Leuten, die eher frontal zu reagieren gewohnt sind, und denen, die sich im lateralen Denken üben. Die Gruppe der Frontalisten setzt sich zusammen aus Hörern, die sich in allen diskutablen Fragen zum *sic et non* bekennen. Sie sehen in der *intentio recta* den jederzeit gebotenen Stil redlichen Argumentierens. Im aktuellen Fall äußerte sich dies dadurch, daß sie, minimal höflich, wie britisch geschulte Debattierer zu sein pflegen, zu dem Urteil kommen, sie hätten Nonsense vernommen, zudem solchen, von dem sich beim besten Willen nicht sagen lasse, er sei elegant. Ihre Diskursethik schreibt vor, dem Unsinn keine Chance zu geben. Die vorgebrachte These sei so abwegig, daß auf sie das Prädikat *not even wrong* anzuwenden sei.

Die Gruppe der Lateralisten umfaßt die historisch und psychologisch geschulten Gelehrten, für die es bezeichnend ist, in gedanklichen wie in praktischen Dingen der *intentio obliqua* den Vorzug einzuräumen. Ihnen erscheint es weniger wichtig zu untersuchen, ob etwas Gesagtes richtig ist, als vielmehr wie ein Sprecher dazu komme, es zu sagen. Erfahrung bestätigt ihnen, keine Irrlehre sei je vom Himmel gefallen und jedes noch so erratische Satzereignis sei irgendwie interdiskursiv und subsymbolisch vernetzt. Seit Vernetzungen den Begründungen den Rang ablaufen, ist es ratsam, in der Abwegigkeit eine Anderswegigkeit zu vermuten. Dank lateraler Logik kann jedes noch so verirrte Schaf mit der sinnträchtigen Herde vermittelt werden. Kein Irrtum muß ungeheilt und einsam bleiben. Für die der Obliquität Verpflichteten scheint es naheliegend, in der Vita des Referenten nachzuschauen, ob er vielleicht in jüngerer Zeit zum Dadaismus oder über Synästhesien publiziert hat. Verdient der Unsinn auch keine Unterstützung, hat er doch Umfeld und vielleicht Methode.

Der Redner selbst, wie wird er sich aus der Affäre ziehen? »Solange man das Grau noch nicht gedacht hat, ist man kein Philosoph.« Wer eine solche These im Angesicht einer Versammlung von Leuten ausspricht, die auf den Vorwurf, sie hätten das Grau im Denken versäumt, unmöglich gefaßt sein konnten, löst fürs erste seine jähe Vereinsamung aus. Du hast das Nichtwissen, das Nichtkönnen und das Nichtwollen in diversen Fronten des Unbehagens dir gegenüber. Während die eine Fraktion im Saal dir ihre Verachtung offeriert, hat die andere ein Therapieangebot für dich *in petto*, eine dritte denkt, du solltest das Fach wechseln. Vielleicht fällt dir rechtzeitig jene Figur in Christian Friedrich Grabbes Stück *Herzog Theodor von Gothland* (1822) ein, die in aussichtsloser Situation den Ausspruch tut: »und nichts als nur die Verzweiflung kann uns retten«.

Angesichts der manifesten Verlegenheit läßt sich die Insistenz auf der Behauptung, es sei das gedachte Grau, das den Philosophen mache, nur aufrechterhalten, indem man eine überbrückende Alternative aufstellt: Entweder hat man sich in den Philosophen, bei denen sich zum Grau nichts findet, getäuscht und sie mit halber Arbeit davonkommen lassen; oder sie müssen sich, weil sie und insofern sie Philosophen waren, zum Grau geäußert haben – wobei man einzuräumen hätte, dies könne bei ihnen zunächst nur indirekt und implizit geschehen sein. Von der Forderung, der Grau-Gedanke müsse in ihren Denkspielen schon mitgewirkt haben, darf man nicht abrücken, wenn auch der ausgesprochene Begriff bei den Betroffenen fehlte. Diese Konzession schließt die Forderung ein, es müsse manchen Problemgebieten und Sachgehalten relevanter Konzepte von heute ein virtuelles Vorleben, ein Verharren im Sinnschatten älterer Wörter zugesprochen werden, wenn auch die Klarbegriffe oft erst später zum Dasein erwachten.

Um eines der eminentesten Exempel aufzugreifen: Es kann ja nicht sein, daß die im modernen Schlüsselthema »Subjektivität« verhandelten Sachverhalte – Sokrates zum Trotz – über weit mehr als zweitausend Jahre gänzlich inexistent gewesen wären, obgleich erweisbar ist, Experten der Ideengeschichte bestätigen es, daß sie erstmals in Fichtes Bemühungen um die Klärung seiner »ursprünglichen Einsicht« nach 1794 unvergeßlich deutlich ausgesprochen wurden; nicht ohne Grund hat der Gründer der Neuen Phänomenologie, Hermann Schmitz (1928-2021), neben Heidegger der größte, wenn auch weithin unbekannt gebliebene Denker des 20. Jahrhunderts auf deutschem Boden, Fichte einen »Schicksalsmann« genannt. Das Zugeständnis einer »Präexistenz« von Problemen in der Latenz wird durch ein schwaches, doch subtil wirkungsvolles logisches und stoffliches Kontinuitäts- und Verträglichkeitsmotiv erzwungen, das sich in der Abfolge notwendiger und zufälliger Ideenäußerungen so gut wie allenthalben geltend macht. Man kann es als den »Grundsatz der zunehmenden Explizitheit« fassen. Wenn er auch selten affirmativ behandelt wird – am prominentesten in Hegels Doktrin von der »Arbeit des Begriffs« und in Ernst Blochs von Schellings Naturideen inspirierten Studien über Kategorien des »Herausbringens«^[16] –, müßte ohne die Unterstellung seiner Geltung der größte Teil zeitlich aufeinanderfolgender

geistesgeschichtlich relevanter Formulierungskomplexe, *vulgo* »Theorien«, im Halbdunkel der Archive verdämmern und dem Zufall blinder Sprünge von einem »Paradigma« zum folgenden ausgeliefert bleiben. Das Prinzip Explizitmachung übergreift *summa summarum* sämtliche Fokusverschiebungen, die das rationale Kerngeschehen der sogenannten »Paradigmenwechsel« bilden.

Um Analoges an einem zweiten Großmotiv »kontinentaler« Philosophie im 20. Jahrhundert zu erläutern: Man kommt nicht umhin anzunehmen, das menschliche Dasein sei von jeher in Stimmungen – Angst, Langeweile, Schwermut, Zuversicht – eingetaucht gewesen, die die Modi seines In-der-Welt-Seins färben; gleichwohl findet sich in den Annalen des Denkens vor Heideggers Interventionen ab 1927 zu ihnen so gut wie nichts Brauchbares.^[17] Kein akademischer Kopf zuvor war auf die Behauptung gefaßt: »Wir müssen ontologisch grundsätzlich die primäre Entdeckung der Welt der ›bloßen Stimmung‹ überlassen.«^[18] Wenn aber schon die Alten mit typologischer Tendenz vom »lachenden Demokrit« und vom »weinenden Heraklit« sprachen, verrieten sie einen Sinn für Tönungen des Denkens durch »Stimmungen« *ante litteram*.

Entsprechendes ist von einem dritten Großmotiv des neueren Denkens, der Frage nach dem anderen, zu sagen. Aus der Tatsache, daß vor Fichte und Feuerbach noch nie ein namhafter Denker nach dem Wesen von Du-Subjektivität sich *expressis verbis* erkundigt hatte und daß erst im 20. Jahrhundert postegologische Diskurse über Ich und Du auftauchten,^[19] kann unmöglich gefolgert werden, man habe früher von der Koexistenz mit Andersbeseeltem, Andersbegeistertem, Anderswilligem nichts gewußt. Und daß – um ein viertes Motiv anzudeuten – das Nachdenken über das moralische Verhältnis von Menschen zu ihresgleichen und zu den ihnen anvertrauten sachlichen Aufgaben bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts, so erstaunlich es klingt, ohne das Wort »Verantwortung« auskam, sollte niemanden zu der Auffassung verleiten, in den zweieinhalbtausend Jahren, als das Denken von Ionien nach Jena wanderte, sei verantwortungslos gedacht und empfunden worden. Im Gegenteil sollte man überzeugt sein, das im modernen Terminus Gemeinte muß in früheren Epochen unter anderen begrifflichen Beleuchtungen und praktischen Zugriffswinkeln für vormalige Verhältnisse mehr oder weniger angemessen artikuliert gewesen sein.

Daß diese Rede etwas lang ausfällt, rechtfertigt nicht den Schluß auf die Kürze ihres Sinns. So wahr Platon, Hegel und Heidegger Philosophen gewesen sind – das Beiwort »wirkliche« wäre anmaßend –, so unvermeidlich ist die Annahme, der obigen These gemäß, bei ihnen sei das Grau vorgedacht worden, obschon mit der Einschränkung, es könne vorerst nur im Modus einer Approximation geschehen sein, das heißt in virtuellen Projektionen, deren Sachgehalte anders gefaltet, in anderem Winkel angeschnitten, mit anderer Dichte geknäuelte auftauchten – nüchterner gesagt: heterodiskursiv, in Vorschein-trächtigen Zeichen dem noch nicht gesagten Schon-zu-Sagenden auf der Spur.

Wer Platon für einen Philosophen hält, ja wer, mehr noch, bereit ist, der Schulmeinung folgend in ihm den Gründer der *philosophia* zu sehen, dem Wort wie der Sache nach, und wer sich nicht dagegen sträubt, die Substanzen und die Akzidentien alteuropäischen Philosophierens als eine Serie von Fußnoten zu Platon zu resümieren, um Whiteheads semihumoristisches Bonmot noch einmal aufzugreifen, ehe es definitiv verbraucht ist, muß auf die kritische Stelle zeigen, an der Platon das Graue ins Denken einführt.

Gibt es eine solche Stelle denn überhaupt? Falls sie sich bestimmen ließe, ist es vorstellbar, man habe sie mehr als zwei Jahrtausende lang überlesen? Warum ist in den Lexika der antiken Philosophie und den Indices zu Platons Wortschatz kein Eintrag zum Ausdruck »grau« zu finden? Wie es bei den bestversteckten Dingen vorkommt,^[20] verbirgt sich das Gesuchte an der Oberfläche, wo niemand es vermutet. Es liegt in der exponiertesten Passage des meistgelesenen Werks hellenischer Klassik offen zutage, ohne daß je ein Exeget es der Mühe wert gefunden hätte, sich ihm mit der gebotenen Ausführlichkeit zuzuwenden.

Es genügt, das Höhlengleichnis aus dem 7. Buch der *Politeia* zu rekapitulieren, um nach wenigen Sätzen auf den frühesten Diskurs über das Grau, genauer: das Dunkelgrau, zu stoßen, das den gewöhnlichen Illusionsbenutzern die Welt bedeutet. Die Bestandteile des Gleichnis-Arrangements sind in Umrissen noch allgemein bekannt. Da sind zunächst die Gefangenen in der Höhle, mit Absicht so gefesselt, daß sie nur nach vorn schauen können; da ist das große Feuer im hinteren Höhlengrund, das analog zur Lampe in einem Filmprojektor funktioniert; dann die teils redenden, teils stummen Träger, die im Rücken des Publikums vielfältige Objekte vor dem Feuer so vorübertragen, daß man sie selbst, die Träger, nicht bemerkt, sondern nur die Dinge, die sie nach oben halten; und schließlich ist da die vorne gelegene Höhlenwand, auf welche die Gefesselten *volens nolens* unverwandt starren, zum einen, weil sie absichtlich immobilisiert sind, zum anderen, weil sie nichts Besseres kennen als die Schattenspiele vor ihren Blicken. Daß die Wand steingrau gewesen sein könnte, spielt für das Folgende eine untergeordnete, doch nicht ganz belanglose Rolle. Die Farbe Grau kommt nicht durch die vom fernen Feuer mäßig angeleuchtete Wand ins Spiel – sie könnte auch rötlich, bläulich, bräunlich oder silbern getönt sein –, sondern durch die Erscheinungen, die auf ihr dank der Aktivitäten der obskuren Träger ruhelos vorbeiwandern.

Die Erscheinungen an der Wand heißen bei Platon Schatten, *skiai*. So hatte Homer, Jahrhunderte zuvor, die entkörpernten Phantome der Verstorbenen in der Unterwelt genannt, die dem Helden auf seiner Hadesfahrt begegneten. Schatten sind es nun auch, die sich in Platons Urszene philosophischer Erkenntniskritik auf der Höhlenwand bewegen. Es sind die Schatten, die den Unwissenden die Welt bedeuten. Kaum kann man der Vermutung sich entziehen, Platon habe mutwillig die homerische Unterwelt in die athenische Lebenswelt zitiert. Angewidert vom doxischen Wahnleben der Stadt nach einem fast dreißigjährigen Krieg, setzt der Philosoph seine Mitwelt nahezu mit einem Totenreich gleich. Als letzter Aristokrat und erster Denker von Profession möchte er aus diesem bürgerlichen Hades zurückkehren in eine wahrhaft gültige Tageswelt über dem

Getümmel, in die noetische Welt, in der die Urbilder und die Ideen den immerwährenden Reichstag des Seins abhalten.

Was Schatten sind, auch ohne Unterweltbezug, war den Hellenen kein Geheimnis. Tagschatten entstehen und werden augenfällig, wenn Körper dem Licht den Weg versperren. Daher die Redewendung: Körper »werfen« Schatten – wobei die Undurchlässigkeit der Körper, ihre Nicht-Transparenz, als deren natürliche Mitgift veranschlagt wird. Besser wäre es zu sagen, sie werfen sich mit ihrer Massivität dem Licht in den Weg. Die Spuren der Lichtfortgangsverhinderung fallen als Schatten auf.

Licht scheint der Inbegriff von Nachgiebigkeit zu sein; vom erstbesten Körper läßt es sich auf seiner geraden Strahlenreise anhalten. Es übereignet der Vorderseite des Körpers die Dosis an Helligkeit, die sie sich zu nehmen fähig ist. Schatten markieren die Umrisse der Dinge, die das Licht stehlen – Platon vermeidet es, der Frage nachzugehen, ob das Licht nicht von sich her auf Gestohlenwerden aus ist, damit es seine sichtbarmachende Kraft am Widerstand beweise.^[21]

Wie dem auch sei, die Rückseiten der diebisch opaken Körper geben nur Nicht-Licht weiter, falls man von Weitergabe sprechen darf. Die Felder der Nichtweitergabe werden als Schatten sichtbar. Dies freilich setzt voraus, es sei eine flächig sich ausbreitende Lichtquelle vorhanden, um am Hindernis vorbeizustrahlen, so daß die abgedunkelten Felder zu den beleuchteten Flächen in Kontrast treten. Gäbe es den diffundierenden Schein vom Feuer im Höhlengrund her nicht, der von der Wand vorne aufgefangen wird, wären alle Schatten schwarz; besser, es gäbe sie nicht mangels Aktualität. Auf einer schwarzen Wand wären schwarze Schatten nicht feststellbar, weil sie den Unterschied, der einen Unterschied »macht«, nicht bewirkten. Zu fragen, was Schatten machen, wenn sie nicht geworfen werden, käme der Frage gleich, was Winde tun, wenn sie nicht wehen. Für letztere kannten die Griechen eine Antwort: Unbeschäftigte Winde tafeln in Aiolos' Palast auf seiner Insel im Tyrrhenischen Meer; was ungeworfene Schatten tun, ist nicht überliefert.^[22] Jedoch: Ist die Wand, die überschüssiges Licht vom entfernten Feuer abfängt, felsig hell getönt, auch silbermatt, gelblichgrau oder rosafarben, heben die Schatten als dunkelgraue, schwarzgraue Silhouetten sich von ihr ab.

Mithin: Sagt Platon Schatten, *skiai*, sagt er, ohne es *expressis verbis* zu sagen, schattenfarbig, einfarbig, unfarbig, lichtbedingt lichtarm oder einfachhin: dunkelgrau. Schatten bedeuten kein Grau ohne Eigenschaften. Den Erscheinungen der schattenfarbigen Welt kommt aufgrund ihrer Gestaltnatur ein gewisses Maß an Erkennbarkeit zu – durch sie haben sie am noetischen Universum Anteil. Tragen die Träger hinter dem Publikum eine Amphore vorbei, wird sie den Zuschauern aufgrund ihrer Gestalt als ein Gefäß dieser Art erkennbar: Die Schattenlinie spricht vage von einer Form, auch wenn diese den Verzerrungen durch die Unebenheit der schattenzeigenden Fläche unterliegt und der flackernden Lichtquelle wegen keine stillstehende und scharfkantige Silhouette aufweisen kann.^[23] Doch selbst wenn die opaken Körper ihrer stofflichen Natur nach photophob, ja sogar lichtlos, konfus, dunkel und unerkennbar sind, dem Nichtsein zugewandt, so wird ihr konkretes Dasein durch